
Erlösung stiftende Mystik in einer Epoche des Zweifelns

Mutter Teresas Liebe zu Christus

Leo J. O'Donovan / New York

Vielen, die Rafael Moneos Kathedrale Unserer Lieben Frau von den Engeln in Los Angeles (2002) besuchen, prägt sich die großartige Prozession ein, die auf Jo-han Navas sandfarbenem Wandteppich dargestellt ist. Unter diesen Heiligen, die entlang der Nord- und Südseite des Kirchenschiffs in Richtung Altarraum schreiten, befinden sind namenlose Angelenos, einfach gekleidet, alte und junge, Seite an Seite mit Männern und Frauen, deren Heiligkeit wohl kaum einer in Zweifel ziehen würde. Die beliebtesten sind vielleicht Papst Johannes XXIII. und gleich neben ihm – wie beschützt von seiner Wärme ausstrahlenden Rundlichkeit – die zarte Gestalt von Mutter Teresa aus Kalkutta.

Die freskoartigen Wandteppiche mildern die kantige Architektur des Kirchenraumes und verbessern die Akustik. Was noch wichtiger ist, sie lenken die Aufmerksamkeit des Besuchers auf das Licht, das durch das große kreuzförmige Fenster auf den Hochaltar fällt. Niemand scheint dieses Licht deutlicher zu sehen als die Heilige aus Kalkutta, über die *Malcolm Muggeridge* so treffend schrieb: „In einer dunklen Zeit ist sie ein brennendes und leuchtendes Licht; in einer grausamen Zeit ist sie eine lebendige Verkörperung des Evangeliums Christi; in einer gottlosen Zeit ist sie das Wort, das unter uns wohnte, voll der Gnade und Wahrheit. Dafür müssen alle ewig dankbar sein, denen das un-schätzbare Privileg zuteil wurde, sie zu kennen oder von ihr zu wissen.“¹ Heute jedoch erkennen wir mehr und mehr, dass das Licht und die Freude, die von ihrem lächelnden Gesicht strahlten, begleitet waren von einer fast unvorstellbaren Dunkelheit in ihrer Seele.

¹ M. Muggeridge, *Something Beautiful for God*. New York u.a. 1971, 146; zit. n. Mutter Teresa, *Komm, sei mein Licht*. Hrsg. u. komm. von B. Kolodiejchuk. München 2007, 383 (amerik. Original *Come be My Light*, 2007).

1 Biographisches

Mutter Teresas Lebensgeschichte ist im Wesentlichen bekannt: angefangen von Muggeridges Beitrag „Something Beautiful for God“ (1971) über *Desmond Doig's „Mother Teresa: Her People and Her Work“* (1976) und „Such a Vision of the Street“ aus der Feder ihrer Freundin *Eileen Egan* (1985) bis hin zu *Kathryn Spinks* Buch „*Mother Teresa: A Complete Authorized Biography*“ (1998). Auch *James Martin SJ* widmet ihr in seinem Werk „*My Life with the Saints*“ (2006) ein schönes Porträt. Leser dieser Zeitschrift werden sich an „Mutter Teresas Charisma“ (2001) von *Josef Neuner SJ* erinnern.² *Christopher Hitchen* dagegen wirft ihr in seinem 1995 erschienenen Buch „*The Missionary Position: Mother Teresa in Theory and Practice*“ politische Unbedarftheit vor (um es nicht krasser auszudrücken); auch durch seinen religionsfeindlichen Unterton scheint dieses Werk notorische Zweifler in ihrer Abneigung nur zu bestätigen – allein der Titel spricht Bände.

Gonxha Agnes Bojayhiu – Tochter albanischer Eltern – wurde 1910 in Skopje in der ehemals jugoslawischen Republik Makedonien geboren. Sie besuchte serbokroatische Schulen, und schon 1922 wurde ihr klar, dass Gott sie zu den Armen rufe und sie Missionarin werden solle. Sechs Jahre später reiste sie nach Dublin (Irland), um bei den Schwestern Unserer Lieben Frau von Loreto einzutreten. Im folgenden Jahr schickte man sie nach Indien. Bei ihren Ewigen Gelübden erhielt sie den Namen ihrer Patronin, der heiligen Therese von Lisieux, unter dem sie später bekannt werden sollte. Obwohl glücklich in ihrem Konvent, vernahm sie in einem Moment intensiver Zwiesprache mit Jesus überraschend plötzlich den Ruf „alles aufzugeben“ und „auf die Straßen hinauszugehen“: Jesus Christus „in die Slums zu folgen, um Ihm unter den Ärmsten der Armen zu dienen.“³ 1948 erhielt sie vom Erzbischof der Diözese Kalkutta, Ferdinand Périer SJ, die Erlaubnis, außerhalb ihres Konventes zu leben. Ein Jahr später rief Teresa ihre erste Gemeinschaft ins Leben, die ganz auf das Apostolat unter den Armen ausgerichtet war.

1950 offiziell als „Missionarinnen der Nächstenliebe“ anerkannt, eröffnete der neue Orden 1952 mit *Nirmal Hriday* („Reines Herz“) das erste Sterbehospiz für die Armen von Kalkutta. Ein Jahr später entstand hier auch das Mutterhaus; schließlich gelang die Etablierung eines Zweiges für Männer (für Brüder wie auch Priester) und für kontemplativ orientierte Männer und Frauen. 1962 verlieh die indische Regierung Mutter Teresa für ihr außerordentliches Engagement den weltweit angesehenen Padma Shri. Dies war die erste von vielen Auszeichnungen: So erhielt sie u.a. 1972 den Nehru Award für internationale Verständigung, 1979 den Friedensnobelpreis, 1985 wurde ihr die Presidential Medal of

² Vgl. J. Neuner, *Mutter Teresas Charisma*, in: Geist und Leben 74 (2001), 336–348.

³ Vgl. *Komm, sei mein Licht* (Anm. 1), 53.

Freedom durch Ronald Reagan verliehen. Obgleich sich Mutter Teresas Gesundheitszustand 1989 zu verschlechtern begann, blieb sie weiterhin erstaunlich aktiv. Nach ihrem Tod im Jahre 1997 wurde sie auf derselben Bahre durch die Straßen von Kalkutta getragen wie einst Mahatma Gandhi und Jawaharlal Nehru. Zum Zeitpunkt ihres Todes zählte der Orden fast 4000 Mitglieder mit inzwischen 610 Niederlassungen in 123 Ländern. Johannes Paul II. verzichtete auf die Fünfjahresfrist, um ihren Heiligsprechungsprozess einleiten zu können; so wurde sie bereits 2003 selig gesprochen.

2 „Nicht auf Rosen gebettet“

Seit September 2007, und zwar im Zusammenhang mit dem Erscheinen von „Mutter Teresa: Komm, sei mein Licht“ – herausgegeben und mit einem Kommentar versehen von *Brian Kolodiejchuk*, Postulator ihres Heiligsprechungsverfahrens, nahm man in der Öffentlichkeit mit einigem Erschrecken zur Kenntnis, was verschiedene Autoren kurz zuvor angedeutet hatten, wenn auch ohne genaue Details. Eine Titelgeschichte von *Time* (3. September 2007) gab bekannt, dass „kürzlich veröffentlichte Briefe eine sich über 50 Jahre hinziehende Glaubenskrise der geliebten Ikone deutlich werden lassen“. Einige Tage später sprach ein Leitartikel der *New York Times* (5. September 2007) mit offensichtlicher Hochachtung von „ihrem Jahrzehnte dauernden Kampf gegen Glaubenszweifel“. Genauer und einfühlsamer schrieb P. Martin in der *Times* (29. August 2007) von den „gequälten Worten eines Menschen angesichts einer schrecklichen Phase geistlicher Dunkelheit, die Jahrzehnte dauern sollte“. „Ihr Dienst an einer zweifelnden Welt“, so schlussfolgert er, „dürfte gerade begonnen haben“.

Die Briefe und Gedanken Mutter Teresas und die Zeugnisse derjenigen, die sie persönlich kannten – all dies hat P. Kolodiejchuk (ausgesprochen: Kol-ah-day-chuck) in seinem Buch zusammengetragen – sind von solcher Tiefe und Komplexität, dass ein angemessenes Verständnis erst nach vielen Jahren weiterer Forschung möglich sein wird. Dennoch scheint es an der Zeit, eine erste Beschreibung ihrer grundlegenden Erfahrung und ihrer theologischen Implikationen (im vollen dogmatischen und ethischen Sinne) vorzulegen. Dann sind wir in der Lage zu betrachten, in welchem Verhältnis ihre Erfahrung zur christlich-mystischen Tradition wie auch zu den spirituellen Bedürfnissen heutiger Menschen steht.

Vierzig Jahre nach ihrer Entscheidung Ordensschwester zu werden konnte Mutter Teresa zuversichtlich sagen: „Ich habe niemals auch nur eine einzige Sekunde in Zweifel gezogen, dass ich das Richtige getan habe; es war der Wille Gottes. Es war seine Wahl.“⁴ Sie freute sich darüber, durch ihre Ersten und Letzten

⁴ AaO., 300f.

Gelübde „Jesu ‚kleine Braut‘“⁵ geworden zu sein – eine geläufige Art und Weise, die Bindung zwischen einer Ordensfrau und dem Bräutigam der Kirche zu beschreiben. Zur selben Zeit jedoch bekannte sie ihrem ehemaligen Beichtvater in Skopje, einem Jesuiten, in einem Brief, dass sie ihr spirituelles Leben weniger als „ein auf Rosen gebettetes“ empfinde, sondern vielmehr den Eindruck habe: „Ich erlebe öfter als meine Gefährtin ‚Dunkelheit‘.“⁶ Fünf Jahre später, im April 1942, legte sie mit Erlaubnis ihres Beichtvaters ein besonderes persönliches Gelübde „Gott gegenüber“ ab, das sie „bei Strafe einer Todsünde verpflichtete, Gott alles zu geben, was er verlangen sollte: ‚Ihm gar nichts zu verweigern‘.“⁷ Nachträglich unterrichtete sie Erzbischof Périer hierüber.

Genau dies war es, wovon ihr leidenschaftliches Herz erfüllt war: ein beinahe unbeherrschbarer Wille, der darauf ausgerichtet war, Gott in Liebe alles zu über-eignen. Mutter Teresa war sich genau darüber im Klaren, mit welch dunklem Risiko dies verbunden war. Was mochte wohl ein von ganzem Herzen kommendes „Ja“ zu Gott von ihr fordern?

3 „Fangen Sie an!“

Dies fand sie – zumindest teilweise – vier Jahre später auf einer Bahnfahrt nach Darjeeling heraus, wo sie ihre Jahresexerzitien und einige Tage Urlaub machen wollte. Hier vernahm die 36-jährige Ordensschwester „den Ruf, alles aufzugeben und Ihm in die Slums zu folgen – um Ihm in den Ärmsten der Armen zu dienen“,⁸ dies ließ sie über *P. Celeste Van Exem SJ*, ihren geistlichen Begleiter, dem Erzbischof ausrichten. Es war der 10. September 1946, der „Tag der göttlichen Eingebung“, wie die Missionarinnen der Nächstenliebe ihn nennen sollten. Mutter Teresa war, was die Mitteilung von Einzelheiten ihres Berufungserlebnisses anging, äußerst zurückhaltend, später aber wird sie deutlicher, wenn sie in den Regeln der Kongregation schreibt, dass es das „allgemeine Ziel der Missionaries of Charity“ sei, „das Dürsten Jesu Christi am Kreuz nach Liebe und Seelen zu stillen“.⁹ Deshalb befindet sich in jeder Kirche der Ordensgemeinschaft in unmittelbarer Nähe zum Kreuz eine Tafel mit der Aufschrift „Mich dürstet“. Persönlicher klingt es, wenn sie später schreibt, sie habe Jesus zu ihr sagen hören: „Mein Kleines – komm – komm, trag mich in die Löcher der Armen. – Komm, sei mein Licht.“¹⁰ (Sie war die letzte, die sich für sprachlich versiert hielt, aber ihr häu-

⁵ Vgl. *aaO.*, 63f. u. 117f.

⁶ *AaO.*, 32.

⁷ Vgl. *aaO.*, 41.

⁸ Vgl. *aaO.*, 53.

⁹ Vgl. *aaO.*, 391.

¹⁰ *AaO.*, 119.

ger Gebrauch von Gedankenstrichen, falls das stilistisch ungewöhnlich ist, macht eine Eindringlichkeit spürbar, die an die Dichterin Emily Dickinson erinnert).

Nach diesem Ereignis hörte sie monatelang unausgesetzt auf das, was sie „die Stimme“ Jesu nannte,¹¹ und begann aufzuzeichnen, „was zwischen Ihm und mir während der Tage intensiven Betens geschah“.¹² Nachdem sie sich mit P. Van Exem beraten hatte, wandte sie sich an Erzbischof Périer in einem bemerkenswerten Schreiben, das ihre Erfahrung weiter offen legt und ihr Verlangen deutlich werden lässt, die Ordensgemeinschaft der Schwestern unserer Lieben Frau von Loreto zu verlassen, um ihrer „Berufung in der Berufung“ Folge zu leisten.¹³ Jesus hatte sie angesprochen als seine „Kleine“ und seine „Frau“¹⁴ und sie wiederholt gefragt, ob sie es übers Herz bringe, sich ihm zu verweigern. Ihr blieb nichts anderes übrig, als sich ihr Gelübde von vor vier Jahren in Erinnerung zu rufen. Die „Berufung in der Berufung“ und die damit verbundene Verpflichtung ließen sie zu einer doppelten Überzeugung kommen: Sie musste zum einen ihrer neuen Berufung und zum anderen dem Gehorsam gegenüber dem Erzbischof folgen. Eine inkarnatorische Koinzidenz von Göttlichem und Menschlichem umfing und trug erneut ihr weiteres Leben als Teilhabe an Jesu Gehorsam bis zum Kreuz – dem christologischen Kern ihrer Erfahrung.

Am 6. Januar 1948, dem 19. Jahrestag ihrer Ankunft in Indien, traf Mutter Teresa nach der Messe den Erzbischof: „Fangen Sie an!“¹⁵, sagte er zu ihr. Im Rückblick auf das, was geschah, nachdem sie die weiteren erforderlichen Erlaubnisse vom Generaloberen der Ordensgemeinschaft von Loreto und der Religionskongregation in Rom eingeholt hatte, mag es scheinen, dass der „Erfolg“ dieser bemerkenswerten Sendung eine glückliche Fügung war. Aber sie war vollkommen auf sich gestellt, als sie am 17. August 1948 in „die dunklen Löcher der Armen“ aufbrach. Nicht nur war sie eine völlig Unbekannte in der Weltöffentlichkeit, sondern ebenso wenig verstanden in einer Kirche, die noch lernen musste, sich ganz als Kirche für die Armen zu begreifen. Beim schrittweisen Aufbau der neuen Ordensgemeinschaft sah sie sich mit vielen Problemen konfrontiert, angefangen von schwerwiegenden Missverständnissen mit Schwestern der Loreto-Gemeinschaft bis dahin, neue Mitschwestern zu finden, eine Bleibe für ihre junge Gemeinschaft zu schaffen und dabei gleichzeitig ihren Dienst an den Armen zu tun. – Sie nannte diese Zeit einmal „die dunkle Nacht der Geburt der Gemeinschaft“.¹⁶ Allerdings waren alle diese Schwierigkeiten nichts im Vergleich zu den inneren Qualen, die sie durchzumachen begann.

¹¹ Vgl. aaO., 57f.

¹² Vgl. aaO., 58.

¹³ Vgl. aaO., 53ff.

¹⁴ Vgl. aaO., 58.

¹⁵ AaO., 126.

¹⁶ Vgl. aaO., 147.

4 Dunkelheit

„Denn in mir ist so schreckliche Dunkelheit, als ob alles tot wäre. Das war so, mehr oder weniger, von der Zeit an, als ich mit dem ‚Werk‘ anfing“¹⁷ schrieb sie an Erzbischof Périer in den Wochen, als ihre Kommunität das neue Mutterhaus bezog. „Dunkelheit“ war ihr häufigstes Wort für diese Erfahrung, und diese Dunkelheit sollte bis zum Ende ihres Lebens andauern, wie diejenigen, die Mutter Teresa in ihrem letzten Lebensjahrzehnt erlebt haben, eindeutig bestätigen. (1958 war ihr allerdings eine Zeit von „Liebe, mit unsagbarer Freude“¹⁸ vergönnt – allerdings nur für einen Monat). Wenn sie von Dunkelheit im Leben anderer sprach, meinte sie damit die Abwesenheit von Gott. Dies traf genauso für sie selbst zu. Sie sprach auch von Trostlosigkeit (ja sogar von einer „Agonie der Trostlosigkeit“¹⁹), tiefer Einsamkeit, der furchtbaren Schwierigkeit, ihre Erfahrung in Worte zu fassen, von eisiger Kälte und elender Trockenheit. Gott schien nicht zu existieren, der Himmel „ein leerer Platz“²⁰, Beten unmöglich, ihr Glaube eine Einbildung, alles um sie her tot.

In geistlichen Gesprächen erklärte ihr Erzbischof Périer, dass solche Gefühle aus einem Läuterungsprozess kommen, der den Beter ganz auf Gott hin ausrichten will. So fand sie neue Möglichkeiten, ihrer Erfahrung des Nichts in Gottes Gegenwart Ausdruck zu verleihen. (Einem anderen geistlichen Begleiter – ebenfalls Jesuit – schrieb sie später: „Er hat alles in mir vernichtet.“²¹) Ihr missionarischer Elan allerdings dauerte an: Sie hatte dem Herzen Jesu Christi, so schrieb sie dem Erzbischof, angeboten, „sogar die Ewigkeit in diesem furchtbaren Leiden zu verbringen, wenn Ihm dies nur ein bisschen mehr Freude geben oder Ihm die Liebe auch nur einer einzigen Seele bringen würde.“²² Hier denkt man unwillkürlich an Paulus, wenn er schreibt, „ich möchte selber verflucht und von Christus getrennt sein um des Heiles meiner Brüder willen“ (Röm 9,3).

Mutter Teresa war seit ihrer Kindheit bei Jesuiten in geistlicher Begleitung gewesen. Die Satzungen des von ihr gegründeten Ordens wurden auf der Grundlage der Konstitutionen der Gesellschaft Jesu formuliert. Sie hatte Glück mit den Jesuiten, die sie in Indien traf. Bei Exerzitien auf der Grundlage der „Geistlichen Übungen“ des heiligen *Ignatius von Loyola* wird sie die Sprache von Trost und Untrost kennen gelernt haben (GÜ, 316–324).²³ Ebenso wird sie das Gebet des Ignatius gekannt haben, das nach Erniedrigungen verlangt, um Gemeinschaft

¹⁷ AaO., 177.

¹⁸ Vgl. aaO., 208.

¹⁹ Vgl. aaO., 194.

²⁰ Vgl. aaO., 199.

²¹ AaO., 225.

²² Vgl. aaO., 202f.

²³ Vgl. Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen*, n. 316–324, in: Ders., Deutsche Werkausgabe, Bd. 2: Gründungstexte der Gesellschaft Jesu. Übers. von P. Knauer. Würzburg 1998, 244–249.

mit dem erniedrigten Christus zu haben, und Armut aus dem Verlangen erbittet, dem armen Christus nahe zu sein (*GÜ*, 98. 146).²⁴ Dies tat sie in der ihr eigenen kraftvollen Art, und zwar schon sehr früh bei Exerzitien im Jahre 1956: Sie fasste den Entschluss, „Jesus in seinen Demütigungen noch mehr nachzufolgen“ und „Gott anzulächeln“²⁵ – ein sarkastisches Gleichnis für ihr Beten und Leben, das mit den Jahren nur noch an Härte gewann.

Hinzu kam allerdings noch eine andere Erfahrung. Sie bemerkte, dass in ihrer „Seele großer Widerspruch“²⁶ herrschte, eine Spannung, die zunahm und, so befürchtete sie, ihr inneres Gleichgewicht zerstören könnte. Ihre Sehnsucht nach Gott und Jesus Christus, so schrieb sie, war noch schmerzlicher als ihre Erfahrung der Dunkelheit, des Unerwünscht-Seins und Nicht-Geliebt-Seins. Und wieder gelang es ihr, die Balance zu finden: So groß ihre Verzweiflung war, ihr Verlangen nach Gott überstieg sie.

Diese Widersprüchlichkeit in ihrem Leben war u.a. auch Thema der geistlichen Gespräche mit *P. Joseph Neuner SJ*, der 1961 in Kalkutta Exerzitien gab und wahrscheinlich der feinsinnigste Theologe war, den Mutter Teresa kannte. (Er nahm am II. Vatikanischen Konzil als Peritus teil, ein Ereignis, das seine heilige Freundin in ihren hier vorliegenden Briefen nie erwähnt. P. Neuner verstarb im 102. Lebensjahr im Dezember 2009.) Sie lebte „in totaler Leere“,²⁷ bestätigte P. Neuner später. Er machte ihr deutlich, dass „die einzige mögliche Entgegnung auf diese Prüfung die völlige Hingabe an Gott und die Annahme der Dunkelheit in Einheit mit Jesus“ sei.²⁸ Sein Rat weckte in ihr tiefe Resonanz: „Ich kann meine Dankbarkeit – die ich Ihnen für Ihre Güte schulde – nicht in Worte fassen. – Zum ersten Mal in diesen elf Jahren – komme ich dahin, die Dunkelheit zu lieben.“²⁹ Ohne erkennbare Linderung ihrer Qual konnte sie damit dennoch leben als Teilhabe am Erlösung stiftenden Leiden Christi. „Ich spürte, dass sie ihren Weg gefunden hatte“,³⁰ schrieb P. Neuner viele Jahre später.

„Ein herzliches ‚Ja‘ zu Gott und ein ‚großes Lächeln‘ für alle“,³¹ lautete ihr typisch energisches Resümee der Exerzitien. Sie teilte ihm auch ein neues Gebet mit, das bleibende Bedeutung bekam: „Nimm, was immer Er gibt, und gib, was immer Er nimmt, mit einem großen Lächeln.“³² Und sie schickte P. Neuner den vielleicht bekanntesten ihrer Briefe, in dem sie die überwältigenden Worte schrieb: „Wenn ich jemals eine Heilige werde – dann gewiss eine ‚Heilige der

²⁴ Vgl. *aaO.*, n. 98 (146) u. 146 (164).

²⁵ Vgl. *Komm, sei mein Licht* (Anm. 1), 196.

²⁶ Vgl. *aaO.*, 199.

²⁷ Vgl. *aaO.*, 244.

²⁸ Vgl. *aaO.*, 250.

²⁹ *Ebd.*

³⁰ *AaO.*, 307.

³¹ *AaO.*, 253.

³² *AaO.*, 262.

Dunkelheit‘. Ich werde dauernd im Himmel fehlen – um jenen ein Licht zu entzünden, die auf Erden in Dunkelheit leben.“³³ (auch hier paulinische Diktion, in noch pointierterer Form [Röm 2,19]).

5 „Evangelium der fünf Finger“

Als sie ihren inneren Schmerz besser zu „managen“ lernte und von 1962 an – gegen ihre persönlichen Wünsche – beinahe ständig unterwegs war, trat eine weitere Facette in Mutter Teresas Erfahrung und Worten zutage. Sie kam zu der Einsicht, dass das Leiden Christi in ihrem Leben für die Armen fortgesetzt werde. Von Anfang an hatte sie verstanden, dass ihre Berufung darin bestehe, zu lieben, zu leiden und Seelen zu retten. Kol 1,24 entsprechend fand sie zu der Überzeugung, dass das Leiden Christi in ihr seine Ergänzung fände (vgl. auch Gal 2,20).³⁴ „Christus durchleidet seine Passion noch einmal“,³⁵ sagte Mutter Teresa auf der Synode von 1980. „Er will sie in mir durchstehen“,³⁶ hatte sie Jahre zuvor an P. Neuner geschrieben. Auf einer Reise durch Äthiopien 1985 sah sie, dass die Passion Christi „in den Körpern der Massen, Massen von Menschen, wieder durchlebt wurde“.³⁷ Sie war tief bewegt, als Johannes Paul II. 1993 in seinem Fastenhirtenbrief schrieb: „Heute wiederholt Christus seinen Wunsch („Mich dürstet“) und durchlebt in unseren ärmsten Brüdern und Schwestern noch einmal die Qualen seiner Passion.“³⁸

So rückte mehr und mehr ihr „Evangelium der fünf Finger“, nämlich „Das – habt – Ihr – Mir – getan“,³⁹ in den Mittelpunkt ihrer Frömmigkeit. Diese Mt 25,31–46 zusammenfassenden Worte rief sie ihren Mitschwestern immer wieder in Erinnerung: Für all das, was sie an Gutem den Hungrigen, Notleidenden und Kranken angedeihen ließen, gelte das genannte Schriftwort. Immer häufiger sprach sie davon, Christus an zwei Orten zu begegnen, nämlich in der Eucharistie und in den Armen. Es war eine große Freude für sie, als ihr die Erlaubnis erteilt wurde, das Allerheiligste in der Kapelle des Mutterhauses aufzubewahren; sie betete dort täglich eine Stunde am Morgen und am Abend. Sie verstand, dass „Kalkutta überall ist“, dass Männer und Frauen leiden, auch die Wohlhabenden unter ihrer Einsamkeit. (P. Kolodiejchuk führt weder einen Beleg für diese tiefe Einsicht an noch erläutert er sie.) Über die boat-people von 1979 schrieb sie: „Das Meer ist zu einem offenen Golgotha geworden, auf dem die Passion von

³³ AaO., 268.

³⁴ Vgl. zum Ganzen aaO., 330.

³⁵ AaO., 342.

³⁶ AaO., 250.

³⁷ Vgl. aaO., 355.

³⁸ AaO., 367.

³⁹ Vgl. aaO., 362f.

neuem durchlitten wird.“⁴⁰ Was die Armen brauchen, betonte sie 1980 auf der Synode, sei nicht „Mitleid und Sympathie. Sie brauchen unsere verständnisvolle Liebe und unseren Respekt“.⁴¹

Die Identifikation mit Christus und denen, die zu ihm gehören – gerade in ihrer Armut – kann ein guter Ausgangspunkt sein für ein tieferes Verständnis von Menschwerdung und Erlösung auf der Grundlage der Evangelien und der paulinischen Briefe. Leider deutet Kolodiejchuk Mutter Teresas Leiden vornehmlich als Wiedergutmachung für menschliche Sündhaftigkeit – ohne dies zu erklären. Dabei geht er vor allem von *Reginald Garrigou-Lagranges* Mystikbegriff aus. Mutter Teresa selbst sagte, dass ihr Leiden etwas „Gottgewolltes“ sei, wie Gottvater ebenfalls das Leiden Jesu „wollte“. Man mag diese Sichtweise modifizieren oder richtig stellen, indem man darauf hinweist, dass Gott Leiden eher „zulasse“ als es zu „wollen“. Aber die Vorstellung von einem zulassenden Willen Gottes kann hier ebenso eine Ausflucht sein wie eine Erklärung. Ist es tatsächlich angemessen zu sagen, Gott „schaue zu“, wenn Dinge „zugelassen“ geschehen, die man sich anders gewünscht hätte, und zwar voller Verzweiflung? Sollte die Betonung vielleicht nicht so sehr darauf liegen, menschliches Leid als Wiedergutmachung von Sünden zu verstehen, als vielmehr darauf, dass Gott sich in Jesus Christus gerade dem Leiden unterzieht, um es zu verwandeln und zu tilgen?

Die Reflexion über die im vorliegenden Buch enthaltenen Glaubenszeugnisse sollte, so meine ich, anerkennen, dass Mutter Teresas Liebe zu Christus und seinen Armen viel intensiver und tiefer war als ihre verhältnismäßig geringen theologischen Kenntnisse. Wie *Karl Rahner* es ausdrücken würde: Sie wusste mehr, als sie sagen konnte. (P. Neuner unterscheidet zwischen ihrer begrifflichen und ihrer persönlichen Theologie.) Sie versteht die Schrift durchweg im wörtlichen Sinne; was kirchliche Autoritäten angeht, denkt sie extrem hierarchisch. Sie scheint sich niemals explizit an den Heiligen Geist zu wenden; in der Praxis scheint sie die Auferstehung beinahe auszuklammern (wenngleich sie klar ihren Glauben an die Herrlichkeit des Auferstandenen bekennt). Aber ihre Liebe zu Christus zwingt einen in die Knie. Sie suchte ihn unter „den Ärmsten der Armen“,⁴² brachte ihn Wunder wirkend dorthin und fand neuerlich die Armen in ihm – die Armen, die alles liebende Verständnis und Respekt verdient haben.

⁴⁰ AaO., 332.

⁴¹ Vgl. aaO., 342.

⁴² Vgl. aaO., 53.

6 Pragmatische Mystik

„Komm, sei mein Licht“ ist ein kostbares, tiefgründig zeitnahe Zeugnis. Beeinträchtigend wirken einige störende Lücken, die widersprüchliche Kommentierung (und Interpunktionsfehler) und viele Druckfehler. Eine ganze Menge nahe liegender Fragen bleibt unbeantwortet: Worin genau bestand die apostolische Arbeit der Schwestern von Loreto? Was ist mit Mutter Teresas eigener fürsorglicher und verständnisvoller Mutter, von der ihre Tochter offensichtlich erstmals elf Jahre nach Verlassen der Ordensgemeinschaft von Loreto wieder hörte – und danach nie wieder? Wie ging Mutter Teresa mit manchen praktischen alltäglichen Problemen um, denen sie als Ordensleiterin begegnete? Sah sie jemals die organisatorischen Schwierigkeiten kommen, die nach ihrem Tod entstanden?

Vor allem aber sollte der Kommentar zu ihren Briefen weniger Paraphrase als Analyse sein. (Dies gilt auch für die deutsche Übersetzung, obwohl deutliche editorische Verbesserungen vorgenommen wurden.) Das heißt nicht, dass das Buch eine theologische Abhandlung sein sollte: Es ist einfach so, dass die Texte nach exakter Lektüre und Interpretation verlangen; dabei kommt dem Verhältnis von Leiden und Erlösung eine besondere Bedeutung zu. Ich hoffe sehr, dass P. Kolodiejchuk zu gegebener Zeit eine überarbeitete Ausgabe vorlegen wird.

Auf jeden Fall haben wir Aussicht auf einen Klassiker und ein Buch, das neue Wege weist, über mystische Erfahrung in unserer Zeit nachzudenken. Um welche Art von Mystik geht es hier? Der Begriff ist bekanntlich dehnbar, deckt er doch unterschiedlichste Erfahrungen ab, die von naturalistischem Pantheismus bis hin zu strikt orthodoxem Christentum reichen. Ebenso gibt es keine explizit katholische Auffassung, auch wenn *Johannes Gerson* – konzilianter, Reformen aufgeschlossener Kanzler der Pariser Universität und darüber hinaus engagierter Seelsorger – Mystik so treffend definierte wie kein anderer: Mystik ist auf liebende Erfahrung gegründete Gotteserkenntnis (*Theologia mystica est experimentalis cognitio habita de Deo per amoris unitivi complexum*).⁴³

Auch besteht keine Einigkeit darüber, ob mystische Erfahrung lediglich „einigen begnadeten Seelen“ vorbehalten ist oder etwas prinzipiell jedem Zugängliches. Die rationalistisch geprägte Theologie des 18. und 19. Jh. (Neuscholastik) tendierte dazu, Mystik als Sonderbereich zu betrachten, indem sie mystische Erfahrung als etwas Ungewöhnliches und Spezielles behandelte. *Dom Cuthbert Butler* dagegen argumentierte in seinem Buch „Western Mysticism“ (1922), dass „jeder Mensch auf seinen eigenen mystischen Weg der Gotteserkenntnis und

43 Unter mehreren Definitionen Johannes Gersons ist dies die bekannteste; vgl. Ders., *De theologia mystica lectiones sex*, Consid. XXVIII, in: Ders., Œuvres complètes. Ed. P. Glorieux, Bd. 3. Paris u.a. 1962, 274.

Gottesliebe gerufen ist“. In *William James*' Buch „Varieties of Religious Experience“ (1902) wird in dem wichtigen Kapitel über Mystik die These aufgestellt, dass jeder ernsthaften und aufrichtigen Religiosität eine mystische Dimension eigne. Seine Autorität stand hinter dem bei amerikanischen Autoren wie *William Johnston* und *Robert Zaehner* wachsenden Interesse an diesem Thema. Bekanntlich wies *Karl Rahner* wiederholt darauf hin, dass der Fromme von morgen entweder ein Mystiker oder nicht mehr sein werde.⁴⁴ Hiermit wollte er deutlich machen, dass zu einem echten Glauben die Begegnung, wenn auch auf verborgene Weise, mit dem liebenden und heiligen Geheimnis Gottes gehört. (In seinem Buch „Orthodoxy“ [1908] hat *G.K. Chesterton* diese Sichtweise antizipiert, wenn er schreibt, dass „Mystik den Menschen gesund erhält . . . Der einfache Mann ist immer gesund gewesen, weil der einfache Mann immer ein Mystiker war.“). Zahlreiche Autoren, angefangen von *J.B. Metz* bis hin zu *Elizabeth Johnson*, haben ebenso in neuerer Zeit mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass das mystische und das prophetische, aber auch das politische Moment in christlicher Theologie und Praxis aufeinander bezogen sein müssten.

Keiner dieser Theologen war Mutter Teresa meines Wissens bekannt. Auch nahm sie nicht Bezug auf die in der neuscholastischen Theologie üblich gewordene Unterscheidung von verschiedenen Stufen des Gebetes (Gebet der Vereinigung, Gebet der exstatischen Vereinigung, Gebet der verwandelnden Vereinigung) oder spezielle Erfahrungen von Mystikern (Visionen, Lokutionen u.a.). Um die Dunkelheit zu verstehen, die sie ihren geistlichen Begleitern beschreibt, hat es wenig Sinn, auf *Johannes vom Kreuz* zu verweisen, der von der dunklen Nacht der Sinne und der dunklen Nacht der Seele spricht (obwohl es gerade letztere ist, an die man beim Lesen von Mutter Teresas Texten als erstes denkt). Sie verwendete häufig traditionelle Bilder, um von sich als „kleine Braut Jesu“ zu sprechen⁴⁵, aber erläuterte dieses Bild nie. Sie entwickelte keine Gebetsmethoden oder irgendwelche spirituellen Vorgaben für ihre Gemeinschaft. Vielmehr besteht sie wieder und wieder auf der totalen Hingabe an Gott und den vier Gelübden ihres Ordens als Wege dahin (das vierte Gelübbe: Christi Liebe „in der leidvollen Gestalt der Armen“ zu sein).

Einem amerikanischen Leser wird bei der Lektüre von Mutter Teresas Briefen *Thomas Merton* in den Sinn kommen, der in seinem Buch „Seeds of Contemplation“ (1949) schreibt: „Eine der größten Paradoxien mystischen Lebens besteht darin: Der Mensch kann nicht in seinen Seelengrund gelangen und durch ihn hindurch zu Gott, wenn er nicht fähig ist, sich selber zu verlassen, leer zu werden und sich anderen Menschen zu schenken in der Reinheit einer selbstlosen Liebe.“

⁴⁴ Vgl. K. Rahner, *Frömmigkeit heute und morgen*, in: *Geist und Leben* 39 (1966), 326–342.

⁴⁵ Vgl. *Komm, sei mein Licht* (Anm. 1), 63f. u. 117f.

Was Mutter Teresa mehr vorlebt als im Einzelnen reflektiert, ist ein leidenschaftliches Sich-Verlieren an Christus *in Seinen Armen*. Wie Ignatius vor ihr (gleichwohl ohne seine trinitarische Emphase) überwindet sie die Polarität von Kontemplation und Aktion, indem sie Christus in den Armen und die Armen in Christus findet: „Wir sind kontemplative Schwestern im Herzen der Welt“, sagte sie anlässlich der Verleihung des Nobelpreises, „24 Stunden am Tag sind wir mit Jesus. Wir leben 24 Stunden in Seiner Gegenwart.“⁴⁶ Ihr Orden führt – wie wir oben bemerkt haben – das Erlösung stiftende Leiden am Kreuz durch die Zeit in der Welt fort. Es ist, als habe sie intuitiv die volle historische Tragweite der großen Texte aus dem Kolosser- und Galaterbrief [Kol 1,24 und Gal 2,20] erfasst, so dass die Einung mit Gott und das Gesandt-Sein zu den Armen zu nicht voneinander trennbaren Aspekten einer Erfahrung werden – allerdings unter der Voraussetzung der Transzendenz Gottes in Christus. Ohne jede direkte Bezugnahme zur Lehre von Chalkedon verstand sie, dass Menschheit und Gottheit unvermischt und ungetrennt in Christus *und so* in seinen Armen vereint sind.

Aus der praktischen Erfahrung sprechend bietet Mutter Teresa uns, Pilgern in einer Epoche des Zweifelns, eine pragmatische Mystik, die einem zutiefst gegenwartsnahen Empfinden für menschliches Leid entspringt und gleichzeitig einem innigen Wissen um die Nähe „des großen Leidensgenossen, der versteht“ (wie Whitehead es ausdrückt). Darüber hinaus ist es eine Mystik, die in besonderer Weise um die innere Zerrissenheit des Menschen, um das quälende und im Zeitlichen ungelöste Ringen der Seele vor Gott und Gottes Volk weiß. Schließlich ist es eine Mystik, deren Mittelpunkt Jesus ist, gekreuzigt für die Armen, geliebt um seiner selbst willen, aber auch um der Armen willen und in ihnen, ohne die die Tiefe seines Einsseins mit dem Vater nicht erfahrbar wäre. In der „leidvollen Gestalt“ der Armen, wie die im Volk längst Heiliggesprochene immer wieder betonte, zeigt sich Jesus, zur Ehre seines Vaters.

Man kniee sich neben Mutter Teresa in Dankbarkeit für das, was sie uns gezeigt hat: Wir müssen zum Kreuz im Fenster aufschauen, um das Licht wahrzunehmen.

Aus dem Englischen übersetzt von P. Klaus Jochum SJ